

Die Seele macht handlungsfähig. 30 Jahre Verein zb zentrum für beratung Plädoyer für Ambivalenztoleranz im Schatten der Spätmoderne

Krista Susman

(ungekürzte Version)

Geburtstag feiern heißt immer auch, sich ein Stück weit mit dem eigenen Selbstverständnis innerhalb der Geschichte auseinanderzusetzen und sich der Frage zuzuwenden, welche Geschichte man sich über sich selbst erzählt oder darüber, wer man ist und was man tut. Der Verein Zentrum für Beratung beschäftigte sich in seinen Anfängen mit den Themen Arbeit, Wohnen und Sucht und richtet seine Angebote inzwischen nahezu ausschließlich an Menschen in Phasen der Erwerbslosigkeit. Sich professionell mit Arbeitslosigkeit zu beschäftigen heißt, sich gleichzeitig damit auseinanderzusetzen, wie wir Arbeit kulturell wahrnehmen und was wir der Arbeit beimessen; das ist durchaus komplex und selten eindeutig. Eine kritische Auseinandersetzung erfordert, die eigene Rolle und Haltung zu Arbeit, Beruf und Erwerb fortlaufend zu reflektieren und sich dabei den Paradoxien, Ambivalenzen und Widersprüchen zu stellen, die unsere Beziehung zur Arbeit in dieser spezifischen Ausprägung zumindest seit der Industrialisierung, tatsächlich wohl schon viel länger (wie uns die antiken Mythen berichten), gestalten. Denn wir haben schon ein seltsames kulturelles Verhältnis zur Arbeit: Arbeit gilt uns als höchste Selbstbestimmung mit Glücksimperativ (es geht immerhin darum, die eigene Berufung im Beruf zu finden) und *zugleich* als Zwang und Strafe, als Übel, das es von Montag bis Freitag zu Überleben gilt und für dessen zeitliche Bewältigung es daher Anspruch auf Schmerzensgeld plus Sonderzahlung gibt. Das Internet ist voll von Sprüchen, Witzen und Belegen für den letzteren Aspekt. Vorausgesetzt natürlich, man befindet sich überhaupt in einem sogenannten „richtigen“ Arbeitsverhältnis, das heißt in einer formal definierten Umrahmung, innerhalb derer die Arbeitsgesetze wirksam sind. Interessanterweise wird aber etwa im Gefängnis die Arbeit zum Privileg, während sie in Freiheit mitunter zum inneren Gefängnis gerät. Wie oft hören wir Menschen (und vielleicht auch uns selbst) sagen, dass sie sich unfrei fühlen; dass sie in der Arbeit nicht sie selbst sein können, weil sie jemanden anderen darstellen müssen, sich einer Rolle unterwerfen, gegen ihren Willen: „Privat bin ich ja ganz anders!“ Wenn das „Ganz-anders-sein“ tatsächlich das Fall ist, haben wir ein Problem. Und das hat mit Spaltung zu tun.

Das eigentümlich Verhältnis, das wir zur Arbeit haben, hat unter anderem mit der historischen Koppelung des *Rechts* auf Arbeit mit der *Pflicht* zu Arbeit zu tun: 1948 wurde das Recht auf existenzsichernde, würdige Arbeit sogar in der allgemeinen Deklaration der Menschenrechte verankert und wird damit gewissermaßen zur *conditio humana* erhoben bzw. als solche bestätigt. Im Zeitalter der Industrialisierung entsteht jene von Max Weber als protestantische Leistungsethik beschriebene moralische *Pflicht* zur Arbeit, die bis heute ungebrochen als gesellschaftlicher Kitt bemüht wird und die sich in der Gesetzgebung (ALG) als Auftrag zur „Arbeitswilligkeit“ niederschlägt. Doch die beiden Seiten vertragen sich nur bedingt: Zwischen Recht und Pflicht, Dürfen und Müssen entsteht ein Spannungsfeld, mit dem nicht immer leicht umzugehen ist und das uns als einzelne in eine mitunter unhaltbare innere Lage bringt, die durch oberflächliche Beschwichtigung nicht wirklich zu beruhigen ist. Als Funktionsbedingungen der spätmodernen Ökonomien haben die Imperative von Wachstum, Beschleunigung und Innovationsdruck Einzug in alle Bereiche des Lebens gehalten. Diese Imperative sind gekennzeichnet durch Szientismus (Verwissenschaftlichung), funktionelle Differenzierung und Zweckrationalisierung und bringen in der Folge unser Erleben von Zeit in Unordnung. Wir befinden uns, gegen unseren Willen und gegen die Notwendigkeit nach Zeit für Entwicklung, in einem gesellschaftlichen Zustand permanenten Aufruhrs, dem wir als Individuen nicht einfach so durch eine schiere Willensentscheidung entrinnen können. Denn wer einseitig langsamer wird, wird selten ruhiger, sondern läuft eher Gefahr, von den Schnelleren, Tüchtigeren, Innovativeren überrollt oder von der Konkurrenz abgehängt zu

werden. Das gilt in privatwirtschaftlichen Unternehmen genauso, wie für gemeinnützige Einrichtungen wie den Verein *zb zentrum für beratung*. Der Unterschied liegt allerdings allemal in der Ausrichtung – als gemeinnützige Einrichtung hat der Verein *zb zentrum für beratung* nicht Profitmaximierung im Blick, sondern stellt sich die Frage nach dem Nutzen seines Tuns auf einer kollektiven Ebene, und das hat Auswirkungen auf unsere Angebote als Verein. Arbeitslosigkeit ist also das thematische Feld, in dem wir uns seit 30 Jahren bewegen. Was bedeutet das? Arbeitslosigkeit ist jedenfalls kein Unfall des Kapitalismus, sondern in dessen Funktionslogik notwendig eingeschrieben, wie in der Literatur vielfach dargelegt wurde. Diese „Notwendigkeit“ hängt am Streben nach Profitmaximierung, die wiederum an den Wachstumsimperativ angekoppelt ist. (Ich kann in diesem Kontext heute zu meinem Bedauern nicht vertiefter auf dieses Zusammenwirken eingehen - möchte Interessierte aber jedenfalls auf die interessante Arbeit von Hartmut Rosa hinweisen).

Aufrufe zur Entschleunigung als Lösung für unsere Überforderungen sind vielerorts zu hören - die Mediations- und Erholungsbranche boomt nicht von ungefähr. Allein, diese Unterfangen bleiben sinnlos, solange sie die Rahmenbedingungen unserer gegenwärtigen Kultur ignorieren oder als sie alternativlos rezipieren: Weiß der Fisch, dass er im Wasser schwimmt? Hat er eine Vorstellung davon, dass es jenseits seines selbstverständlichen Existenzraums eine völlig andere Umgebung gibt? Die Antwort darauf bleibt spekulativ. Aber wir haben jedenfalls die Möglichkeit, das Medium, in dem wir gewissermaßen schwimmen, in den Blick zu nehmen, die Matrix in Frage zu stellen. Das regelmäßig zu tun trägt dazu bei, die eigene Handlungsfähigkeit zu stärken, indem wir uns immer wieder darum bemühen, deutlich zu machen, auf welchen Ebenen die ökonomischen Imperative, um es verkürzt zu sagen, wirksam werden: auf der strukturellen Ebene in Form von gesetzlichen Vorgaben und allen Arten gesellschaftlicher Regulative; auf der symbolischen Ebene durch die Bilder und Wertvorstellungen, die wir zum guten Teil undifferenziert an die Erwerbsarbeit als Integrationsnarrativ binden und die die kollektive Erzählung vom Menschen als *Animal Laborans* formieren; und nicht zuletzt auf der individuellen Ebene, indem wir, je nach biografischer Erfahrung, sozialer Umrahmung und Persönlichkeit unser eigenes Verhältnis zur Arbeit insgesamt und zur Erwerbsarbeit im Besonderen entwerfen: Als Last, als Pflicht, als Strafe, als höchste Erfüllung, als Berufung und als alles das gleichzeitig in uns wirkend, bisweilen friedlich, manchmal unlösbar verstrickt. (Und inzwischen leider wieder, wie mir scheint, ohne Differenzierung in bezahlte und unbezahlte Arbeit, die immer noch zu Lasten der Frauen weltweit stattfindet). In der Beratungsstelle können wir auf der Ebene des Individuums wirksam werden, den persönlichen Handlungsspielraum entwickeln helfen, vielleicht noch indirekt einen Beitrag zur symbolischen Ordnung leisten. Auf die strukturelle Ebene wirkt das nicht ein. Klarheit darüber zu haben, schützt vor unerfüllbaren Ansprüchen an sich selbst und uneinlösbare Versprechungen an andere – denn das optimierte Bewerbungsschreiben erhöht noch nicht die Anzahl der Arbeitsplätze. Allerdings wird unter Umständen der individuelle Handlungsspielraum der Person dadurch gestärkt. Die Struktur, die wir kollektiv formieren und die uns formiert, ändert das nicht.

Wie sehr dem Zeitalter der Moderne das persönliche Leiden an Beschleunigung eingeschrieben ist, zeigt ein Blick in die Literatur: Bereits vor knapp 150 Jahren beschrieb Lewis Carroll in dem für die moderne „Unordnung“ vielleicht paradigmatischsten Werk „*Alice hinter den Spiegel*“. Dort zeigt sich die Getriebenheit, Ver-rücktheit und prinzipielle Unmöglichkeit der Moderne etwa an diesem Verdichtungsversuch:

„Bei uns zu Haus, sagte Alice, „haben wir immer nur einen Tag auf einmal.“ Darauf sagte die Schwarze Königin: „Was für ein kümmerliches, unsolides Verfahren. *Wir* hier nehmen immer zwei oder drei Tage oder Nächte auf einmal und im Winter manchmal bis zu fünf“.

(Lewis Carroll, *Alice hinter den Spiegel*, 1871)

Den Glauben, mehr Zeit würde zu mehr Ruhe führen (als ginge es um Zeit, nicht um Aufgabendichte) finden wir in zahlreichen Erzählungen unserer Klientinnen und Klienten wieder, und ich meine: vielleicht auch oft in uns selbst. „Wenn der Tag 48 Stunden hätte, hätte ich kein Problem, alles zu erledigen“, sagte eine unserer Teilnehmerinnen unlängst sehnsüchtig zu mir. Die Hoffnung allerdings trügt: Aufgaben wachsen mit dem Tempo ihrer Erledigung und haben eskalativen Charakter – als Verweis dafür mag die Veränderung gelten, die das E-Mail in unseren Arbeitsalltag gebracht hat. Die Zeit, die durch das Wegfallen der vielen Arbeitsschritte für Post frei geworden ist (Fehler mühsam Korrigieren, Abschriften oder Kopien Erstellen, Kuvertieren, Adressieren, Frankieren, der Weg zur Post...), diese Zeitersparnis wurde umgehend durch neue Aufgaben aufgefüllt – das Ergebnis ist nicht etwa eine generelle Arbeitszeitverkürzung, ganz im Gegenteil. Paradoxerweise findet gerade jetzt eine weitere Verdichtung durch die Einführung des 12-Stunden-Tages für alle Branchen statt. Je mehr möglich ist, desto mehr verlangen wir uns ab, bzw. wird uns abverlangt. Das ist der eskalative Geist der Moderne.

Wir tragen die Unmöglichkeiten und Widersprüche zwischen der *Pflicht zur Arbeit* und dem *Recht auf Arbeit* als Polaritäten in uns, sie wirken als *lustvolles Leistungsstreben* und *Unlust*, also *Leistungsverweigerung*, gleichzeitig in uns, uns mal stärker auf die eine Seite ziehend, mal stärker der anderen zugewandt. Als Leitlinien der Aufklärung (als Wasser, in dem der Fisch schwimmt) können rationelle Vernunft und operationelle Logik bezeichnet werden. Vernünftig, zweckmäßig, entschieden und rational sollen wir sein, unsere Leben sollen funktionieren, unser Einsatz soll effizient sein, und effektiv, in allen Bereichen des Lebens, selbst in jenen Biosphären, die sich dem Diktat der kognitiven Vernunft, der Kontrolle und Machbarkeit völlig entziehen (wie alle körperlichen Prozesse). Die Paradigmen der Aufklärung - Eindeutigkeit, Rationalität, Übersichtlichkeit - vertragen sich aber ganz schlecht mit der Ambivalenz, der Uneindeutigkeit und der Zwiespältigkeit, die wir in Momenten komplexer Anforderungen besonders oft erleben. In der Moderne setzte sich im Denken ein System der 2-Teilung durch, ein dichotomes Selbstverständnis, ein Dualismus, der mit Abwertung operiert: *Entweder-Oder* wird bedeutender als *Sowohl-Als* auch, *Aber* wird über das *Und* erhoben, *Kontrolle* über *Vertrauen* gestellt, *Sicherheit* über *Freiheit*, *Kultur* über *Natur*, das *Ich* über das *Wir*, das *Wir* schließlich über die *Anderen*. Die Auswirkungen dessen erleben wir gerade in jenem erschreckenden kollektiven Reflex, zunehmend Personengruppen auszugrenzen, immer unter der Annahme, sich der eigenen Ungewollten Anteile projektiv im „Fremden“ entledigen zu können. Doch dazu später.

Die Aufklärung hatte den Anspruch, die Welt zu durchschauen und durch Vernunft und Urteilskraft übersichtlich zu halten. Erreicht hat sie hingegen nicht die erhoffte Überschaubarkeit. Die Überspitzung des Vernunftprinzips hat, im Gegenteil, zum gigantischen Vernichtungsversuch alles Ambivalenten geführt und, wie Zygmunt Baumann treffend ausführt, in den Vernichtungslagern der Nazis seinen vorläufigen Tiefpunkt erreicht - und ich möchte hier noch den zweimaligen Abwurf der Atombombe durch die USA hinzufügen. Es sind dies hier keine übertriebenen dystopischen „Angstlustphantasien“, sondern all das hat stattgefunden und der destruktive Charakter gegenwärtiger Versuche, Kontrolle über die als chaotisch erlebten Vorgänge zu gewinnen, ist unübersehbar, ubiquitär und auf unterschiedlichen Ebenen traumatisierend. Sich dessen bewusst zu sein, ohne mutlos zu werden, ist herausfordernd. Es ist in Wahrheit wenig erstaunlich, dass wir sowohl kulturell als auch persönlich Probleme haben, unsere Ambivalenz in Bezug auf die Arbeit zu tolerieren: Wenn alles Uneindeutige ausgelöscht werden muss, weil es die Ordnung und die Übersichtlichkeit bedroht, geht das nicht ohne Verleugnung einher. Die fehlende Ambiguitäts-Toleranz uns selbst gegenüber fördert ein Verhalten, das unablässig mit Abwertung operiert. Die Fähigkeit, ein *Urteil* zu bilden und die *Verurteilung* liegen eben nahe beieinander und

können leicht verwechselt werden, solange wir die dahinterliegenden inneren Prozesse nicht fortlaufend reflektieren. *Reflektieren*, nicht in uns und anderen verurteilen.

Die Aufklärung strebte nach stabiler Eindeutigkeit. Fixierbare Eindeutigkeit widerspricht jedoch vitalen Entwicklungsprozessen. Sich Eindeutigkeit gegen das eigene Erleben zu verordnen, hat den Verlust eines Teils unseres Selbst zum Preis. Sich das in Erinnerung zu rufen, kann durchaus heilsam sein und helfen, einen ganzheitlichen Blick auf uns zu werfen.

Der Psychologe Klaus Ottomeyer zeigte in seinen Arbeiten u.a. der 1980er Jahre auf, dass den Abwertungen gegen Arbeitslose die projektive Abwehr der eigenen Verweigerungssehnsucht zugrunde liegt. Wir hören auch heute wieder die öffentliche Rede von den Arbeitslosen, die ja könnten, wenn sie nur wollten; die Erzählung über diesen einen, der aber nun *wirklich* der Allgemeinheit unberechtigt auf der Tasche liege; die Selbstbelobigung als „Leistungsträger“; die Spaltung in die Fleißigen und Tüchtigen hier und die verantwortungslosen Faulpelze dort. Dabei wird außer Acht gelassen, dass diese Rechnung nicht aufgeht: Es gibt mehr Menschen, die einen existenzsichernden Arbeitsplatz benötigen, als es offene Stellen gibt - diese strukturelle Gegebenheit ist durch individuelle Anstrengung nicht zu beseitigen.

Die hartnäckigen kollektiven Narrative von den Leistungsverweigerern erfüllen einen Sinn. Sie erschaffen eine Art Wirklichkeit, die die eigene Ohnmacht in Schach halten soll. Denn wenn Arbeitslosigkeit ein Phänomen mangelnden Leistungswillens wäre, könnte die Kontrollillusion über den eigenen Arbeitsplatz leichter aufrechterhalten werden. *Ich werde sicher nicht arbeitslos, weil ich alles gebe*. Damit bringen wir uns in die Situation, Leistungsübererfüllung anzustreben, wir geben alles, um nicht den Arbeitsplatz zu verlieren, wir sind besser als die anderen. Es ist die *eskalatorische Tendenz der Moderne*, die in dieser Überzeugung wirksam wird- sich alles abzuverlangen. Damit es so bleibt, wie es ist, muss es sich ändern. Ständiges (!) Wachstum, Beschleunigung und Innovation sind nötig, es ist eine *dynamische* Stabilisierung (vgl. Hartmut Rosa), die sich unentrinnbar als *Mehr, Schneller, Neuer* in alle Sphären des Menschlichen webt. Wieder Alice hinter den Spiegeln:

„In unserer Gegend“, sagte Alice, noch immer ein wenig atemlos, „kommt man im allgemeinen woandershin, wenn man so schnell und lange läuft wie wir eben.“
„Behäbige Gegend!“ sagte die Königin. „Hierzulande musst du so schnell rennen, wie du kannst, wenn du am gleichen Fleck bleiben willst. Um woandershin zu kommen, musst du noch mindestens doppelt so schnell laufen!“
(Lewis Carrol, Alice hinter den Spiegeln, 1871)

Dieses Unterfangen riecht nach Burnout, und nicht nur unsere Beratungszimmer sind voll mit Menschen, die an der Übererfüllung, am Zuviel schließlich in die Leere laufen, in die Depression des Burnout - weil nichts mehr hält in diesem ständigen Rennen und Geklingel und Nicht-Genügen, und weil die Welt auf einmal keine Antwort mehr für eine bereit hält, am Zuviel leer geworden ist. Damit wir uns in der Arbeit nicht dermaßen verausgaben, dass wir diesmal nicht durch *Leistungszurückhaltung*, sondern, im Gegenteil, durch mangelnde Selbstfürsorge und mangelnde Abgrenzungsfähigkeit in den Arbeitsplatzverlust laufen, müssen wir eben *gleichzeitig* Leistung verweigern und Reserven zurückhalten, dürfen *auf keinen Fall* alles geben.

Wer kennt es nicht, das Oszillieren zwischen Verweigerungssehnsucht (*heut würd ich gern blau machen*) und Leistungsstolz (*Ich hab's gemacht! Ich bin unersetzbar!*). Beide Pole sind folgerichtig in uns verankert. Prekär bis zur Bedrohung des gesellschaftlichen Zusammenhalts wird diese Spannung aber dort, wo die eigene Verweigerungssehnsucht von sich abgespalten und Dritten projektiv umgehängt wird— denen, die *nicht wirklich wollen*, die sich *nicht genug anstrengen*, die keine *Leistungsträger* sind. („*Ich gehe heute zur Arbeit, weil sich Millionen von Hartz IV Empfängern auf mich verlassen*“, lese ich als zynischen Kommentar und wohl auch im Sinne einer Selbstermutigung auf deutschen T-Shirts und KaffeehägerIn. Und selbst wenn das

als Witz gemeint sein mag, zeigt es, um das wenigste zu sagen, einen Mangel an Verständnis für die Zusammenhänge).

Wie aber mit diesen Paradoxien, Paradigmen, Widersprüchen und Anforderungen umgehen, ohne gleich in Mutlosigkeit, oder, schlimmer noch, Zynismus zu versinken? Aus meiner Sicht gälte es, schwebende Achtsamkeit zunächst auch sich selbst gegenüber in Bezug auf die beschriebenen subjektgefährdenden, eskalatorischen Tendenzen der kapitalistischen Arbeitsgesellschaft zu halten und der Versuchung von vorschnellen Lösungen durch Appelle zu widerstehen. Eine sich selbst gegenüber freundliche Grundhaltung, die mehr neugierig als abwehrend ist und die Widersprüche akzeptiert, ohne sie gleich auslöschen zu wollen, halte ich für einen guten und schweren Anfang.

Selbstreflexion und Selbstwahrnehmung ist eine der Voraussetzungen dafür, auch anderen als Person gerecht werden zu können, sie als ganze Person wahrnehmen zu können. Tun wir es nicht, könnte die Versuchung groß werden, die *strukturellen*, somit inhärenten Paradoxien unserer Erwerbsarbeitsgesellschaft (*Arbeitslosigkeit als Funktionslogik des Kapitalismus*) durch *individuelle* Selbstoptimierungsverfahren auflösen zu wollen. Darin wäre zugleich zwangsläufig das eigene Scheitern mitangelegt, und die Ambivalenz-Spannung würde noch verdichtet und erhöht: Indem das Subjekt das Scheitern an den äußeren Strukturen als schuldhaftes Unterlassen erlebt, als *Ich habe zu wenig getan*, in der ständigen Ungenügsamkeit, im Hang zu Selbstüberschreitung und Entgrenzung (*„wenn ich mich nur immer besser bewerbe, wenn ich mich nur von Grund auf ändere, wird es schon mehr Arbeitsplätze geben“*).

Es ist in diesem Umfeld hier ein Allgemeinplatz zu betonen, dass die Bedeutung der Arbeit für die einzelnen weit über die ökonomische Dimension hinausreicht, und dass Menschen mit Arbeit den Wunsch nach Handlungsfähigkeit, Sinnstiftung und Identitätsbildung verknüpfen. Das tun wir jedenfalls, solange wir sozial die Erwerbsarbeit als Existenz- und Identitätsgrundlage behaupten. Die Prognosen vom Ende der Arbeit in den späten 1980ern/frühen 1990ern waren wohl etwas voreilig. Es ist ganz offensichtlich nicht die Arbeit, die uns gegenwärtig auszugehen droht, sondern vielmehr die Möglichkeit zu *bezahlter* Arbeit. Wir haben, man kann es nicht oft genug betonen, ein Verteilungsproblem in Bezug auf bezahlte Arbeit.

Damit kommt aber auch die Arbeit als integraler Integrationsfaktor und Mythos in die Krise, denn wenn wir sie prinzipiell nicht für alle breitstellen können, produzieren wir gesellschaftlich systematisch Ausgrenzungen. Welche Antworten Menschen auf das Erleben von Arbeitslosigkeit entwickeln ist sehr unterschiedlich, und zum Glück erleben nicht alle Menschen den Verlust des Arbeitsplatzes als Identitätsverlust. Ob sie es als vorübergehende Phase mit der Aussicht auf Verbesserungsmöglichkeit erfahren (*„suche mir jetzt etwas, das mir wirklich entspricht“*) oder als existenzbedrohenden Zusammenbruch der Referenzpunkte für die eigene Identität (*„wer bin ich ohne Job?“*) hängt nicht nur davon ab, in was für ein Umfeld man eingebunden ist und wie die eigene ökonomischen Situation aussieht. In den Antworten darauf kommt vielleicht darüber hinaus auch eine Grundhaltung der Welt gegenüber zum Ausdruck. Ob wir der Welt grundsätzlich in einer Haltung der Angst oder des Hingezogen-Seins, also des Rückzugs und der Abwehr oder offen auf das Fremde zugehend begegnen, lässt sich nicht einfach so verordnen. Ein entscheidender Schritt könnte aber bereits damit getan werden, zu akzeptieren, dass Ambivalenz, Zufälligkeit und Unberechenbarkeit zur menschlichen Existenz gehören; sie sind keine Fehler im Betriebssystem und kein Versagen von vernünftiger Selbstüberprüfung; sie als grundsätzliche Möglichkeit eines „Dazwischen Seins“ zu akzeptieren, eröffnet ein Verständnis von Menschen als kontingenten Wesen, die selten eindeutig und schon gar nicht einseitig sind, sondern die fortwährend nach Resonanzbeziehungen suchen.

Wir verhandeln schon seit geraumer Zeit nicht mehr die gesellschaftliche Frage nach dem „oben“ und „unten“, Klassenkampf zieht nicht mehr. Stattdessen scheint die Frage nach dem

oben und unten von der Frage nach dem drinnen und draußen abgelöst worden zu sein, von der Frage, wer dazugehört und wer nicht. Und diese Frage wird an den Arbeitslosen abgehandelt und an den Fremden, den Geflüchteten. Es wäre illusorisch zu glauben, dass das nicht im Handumdrehen auch eine selbst betreffen könnte, wenn es um „wir“ und die „anderen“ geht.

In der Beratung einen Resonanzrahmen zur Verfügung zu stellen, der Beziehung und Begegnung ermöglicht, kann ein erster Schritt zu einer Öffnung „zur Welt“ sein. Resonanz bedeutet aber auch die Bereitschaft, in sich etwas anklingen zu lassen. Es ist ein Schritt daraufhin, ein *Ich* in einem *Wir* werden zu können, d.h.: Verschiedenheit in Verbundenheit zu erfahren, so wie das im Übrigen auch im Zusammenspiel der Musik geschieht. Möglichst viele Menschen aus unterschiedlichsten Zusammenhängen zusammenzubringen und zu singen erschien uns daher heute als bestes Symbol für unsere 30-Jahr-Feier und ein geeigneter Ausdruck dafür, wozu wir mit unserer Arbeit beizutragen hoffen: zum Erklären lassen der eigenen Stimme, zum Aufeinander hören, zu Autonomie in Solidarität und zu Handlungsfähigkeit. Auf der Grundlage von Kongruenz, Empathie und bedingungsloser Wertschätzung kann die Zuversicht entstehen, die eigene Zukunft gelingend gestalten zu können.

Unser Dank gilt allen, die das möglich machen und die über die vielen Jahre mit uns gegangen sind und mit denen gemeinsam wir uns zu denen entwickelt haben, als die wir heute hier sind: Unseren GeldgeberInnen, unseren KollegInnen, unseren PartnerInnen und unseren KlientInnen und TeilnehmerInnen, die ihre Erfahrungen mit uns geteilt haben und an deren Leben wir Anteil nehmen durften. Es ist die Seele, die handlungsfähig macht. Vertrauen ist ein Geschenk – vielen Dank Ihnen allen dafür. Und besonders danke ich Renata Fuchs für ihr JAHrezehntelanges Vertrauen in die gemeinsame Arbeit und Entwicklung.

Krista Susman
Festrede 30 Jahre
Verein zb zentrum für beratung
Klangraum Krems
15.6.2018

k.susman@zb-beratung.at
www.zb-beratung.at

“Wenn ich ein Wort so schwer arbeiten lasse,
wie jetzt eben“, sagte Gogglemoggle,
“dann gebe ich ihm auch eine Zulage”
(Carrol, Alice hinter den Spiegeln 1871; 1974:129)